

Leseprobe aus:

Stefan Selke

Lifelogging



© 2014 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Stefan Selke

LIFELOGGING

Wie die digitale Selbstvermessung
unsere Gesellschaft verändert

ECON

Econ ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-430-20167-4

© der deutschsprachigen Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Slimbach
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Prolog	9
Einleitung: Ankunft des Lifeloggng-Jahrzehnts	13
Kapitel 1	
Erfassen, speichern, optimieren – die großen Versprechen	29
Priester und Schamanen 30	Digitale Heinzelmännchen 41
Großformatige Lebenszyklopädien 48	
Das Orakel-Prinzip 57	Ego-Tuning 64
Kapitel 2	
Unser Leben mit der digitalen Aura	73
Experimente für Fortschrittgläubige – Digitales Selbst- monitoring 74	An- und Abwesenheitsspuren – Human Tracking 106
Holde Erinnerung – Das digitale Gedächtnis 130	
Ein Hauch Ewigkeit – Digitale Unsterblichkeit 155	
Sichtbarkeit als Schutz – Digitale Selbstverteidigung 168	
Kapitel 3	
Das eigene Leben unter Beweis stellen	183
Digitales Sinnbasteln 184	Exhibitionistische Selbstthema- tisierung 188
Unterwegs als Lebendbewerbung 193	
Der Körper als Baustelle 198	Verspielte Existenz 210
Ökonomisiertes Leben 215	

Kapitel 4	
Leben in Gesellschaft von Daten	225
Daten als Rohstoffe 226	Informationeller Totalitarismus 234
Selbstdisziplin als Rationalisierung 241	Gesundheit als Arbeit und Religion 245
Digitaler Klassenkampf 254	
Kapitel 5	
Die großen Enttäuschungen	263
Verschobene Welterklärung 266	Die neue Datenfülle 271
Der Zweck und das Mittel 272	Innere Risiken 275
Fetisch Transparenz 278	Freiwilliger Zwang 285
Taktung des Lebens 289	Funktionierende Menschen 292
Das fragile Gedächtnis 296	Trostlose Existenz 302
Kapitel 6	
Wir könnten auch anders	307
Warten auf die Killer-App 308	Auf der Suche nach Lebensdienlichkeit 316
Kritische Thesen zu Lifelogging	324
Epilog: Lob der Unberechenbarkeit	325
Danksagung	327
Anmerkungen	330
Linkliste der QR-Codes	363

»Einen Wahn verlieren macht weiser
als eine Wahrheit finden.«

Ludwig Börne

Einleitung

ANKUNFT DES LIFELOGGING-JAHRZEHNTS



Lifelogging, die digitale Protokollierung des eigenen Lebens, boomt. Eine Idee hat die Labors verlassen und macht sich daran, in unsere Gehirne und damit in unser Weltbild einzudringen und Teil unseres Alltags zu werden. Natürlich hat das eine technische Seite. Für dieses Buch sprach ich daher mit Entwicklern und Experten, um ihre Denkweise zu verstehen. Ich besuchte Orte, von denen maßgebliche Innovationen ausgehen, um mir selbst ein Bild der schönen neuen Lifelogging-Welt zu machen, die Folgen dieser Entwicklung besser abschätzen zu können und Einblicke in eine kommende Gesellschaft zu gewinnen. Noch nie hatten Menschen einen derart tiefen Spiegel, in den sie schauen konnten. Dieser Spiegel sind die neuen digitalen Technologien, die der Selbstvermessung, der Selbstbeobachtung sowie der Selbstoptimierung dienen. Sie erlauben einen detaillierten Blick auf uns selbst, aber sie steigern auch die Gefahr, sich in der eigenen Selbstverliebtheit zu verlieren.

Sind wir bereit, diesem Blick standzuhalten?

»It's all about MY self«

Während im November 2013 draußen in San Diego noch eine angenehme Novembersonne scheint, versammelt sich im fensterlosen Vortragssaal der University of California ein Kreis Eingeweihter – vor allem Lifelogging-Entwickler und Wissenschaftler – um seinen Guru Jim Gemmell. Gemmell ist der Architekt der einflussreichen Lifelogging-Software von *MyLifeBits* und zugleich Gründer der Firma *Trōv*. Er verdeutlicht *in persona*, dass die Idee, das eigene Leben umfassend digital zu protokollieren, aus den Labors der Softwareunternehmen, den Entwicklungsabteilungen von Mobilfunkunternehmen oder den Hochschulen es in die freie Wildbahn geschafft hat. Lifelogging bedeutet zunehmend auch, dem Lockruf des Geldes zu folgen.

In San Diego versammeln sich Experten, die ihrer Zeit voraus sind. Seiner Rolle als Guru wird Jim Gemmell gerecht, weil er diesen Experten den Weg in die Zukunft aufzeigt. Er predigt die Ankunft eines neuen Zeitalters. »Wir befinden uns am Beginn des Lifelogging-Jahrzehnts. Es werden aufregende Zeiten sein. Alles ist im Fluss. Die Welt, wie wir sie kennen, wird sich durch Lifelogging komplett ändern.«¹ Jim Gemmell glaubt fest an die Vorteile der digitalen Lebensprotokollierung, und wie es sich für einen Guru gehört, findet er markige Worte für seine Überzeugungen. »Lifelogging wird unvermeidbar sein. Lifelogging ist nicht bloß das Vermessen des Menschen mit Sensoren. Es geht darum, die digitale Existenz der Menschen sicherzustellen.«

Der Gunst des Publikums kann sich Gemmell sicher sein. Wie aber würde seine Botschaft bei denen ankommen, für die Mobiltelefone bloß Alltagsgegenstände und keine Softwareprojekte sind? Schließlich produzieren wir alle unentwegt einen digitalen Schatten, wobei sich immer häufiger und dringlicher die Frage stellt, was eigentlich genau mit diesen Daten passiert.

Lifelogging stellt die Frage nach den Bedingungen und Gren-

zen der Nutzung privater Daten in verschärfter Form. Dabei geht es auf den ersten Blick um einen digitalen Humanismus – die Idee der Verbesserung des Menschen und seiner Lebensbedingungen. Für Gemmell ist Lifelogging das zentrale »Persönlichkeitsveredelungsprojekt« des kommenden Jahrzehnts. »It's all about MY self«, ruft er den Eingeweihten zu. »ICH mache die Daten nutzbar für MICH. ICH halte sie zusammen, bewahre sie für immer, sichere sie, greife auf sie zu, wann immer ICH es möchte. Die Daten sind einfach da, wenn ICH sie brauche. Es ist wichtig, SELBST entscheiden zu können, wann man etwas erinnern möchte. ICH erkenne MICH. Das ist der Mehrwert. Und deswegen wird das Lifelogging-Jahrzehnt kommen.« Die Gesellschaft, so seine Verkündigung, wird sich in Richtung einer Totalerfassung digitaler Lebensspuren bewegen. Dabei ist er überzeugt davon, dass mehr Daten automatisch zu einem besseren Leben führen. Ob diese Auffassung mehrheitsfähig ist?

Lässt sich für technische Laien überhaupt verstehen, wie die digitale Totalerfassung funktioniert? Gemmell kreiert eine schlichte, aber anschauliche Definition für das, was Lifelogging im Kern ausmacht: »Lifelogging ist eine Black Box für Menschen. Alles, was unser Leben ausmacht, steckt darin.« Für diese Black Box gibt es inzwischen viele Namen: Human Digital Memory, Personal Life Archive oder E-Memory. Formal nennt sich die Idee, individuelle Daten zu erfassen und statistisch auszuwerten, personenbezogene Informatik. Für dieses Buch wählte ich jedoch Lifelogging als Titel, weil ich davon ausgehe, dass er verständlicher und prägnanter ist. Die Begriffsanteile – »Life« (= Leben) und »to log« (= protokollieren, sammeln) – sind selbsterklärend. Nach und nach wird durch Daten erfassende Tätigkeiten (»loggen«, »tracken«) die Black Box mit »Lifelogs«, also Lebensspuren oder -daten in digitaler Form, gefüllt.

Daraus leitet sich ein Verständnis für die Grundoperationen ab, die mit Lifelogging verbunden sind. Der *Erfassung* (»Captur-

ing«) unterschiedlichster Lebensdaten durch Geräte, Kameras und Sensoren folgt die *Speicherung* (»Storage«) dieser Daten. Zentral für Lifelogging ist dabei die Idee, später immer wieder auf die Daten *zurückgreifen* zu können (»Retrieval«) und diese mit Hilfe schlauer Programme *auswerten* zu können. Schließlich besteht das Ziel von Lifelogging darin, neues Wissen zu erzeugen, das in die *Optimierung* der eigenen Lebensführung mündet.² Damit ist Lifelogging eine technische Antwort auf die zentralen W-Fragen des Lebens: *Was* passierte *wo* mit *wem* und *wie*? Unaufdringliche digitale Technologien ermöglichen es inzwischen, kontinuierlich und passiv die eigene Black Box zu füttern, ohne diesem Prozess zu viel Aufmerksamkeit widmen zu müssen.

Wie lässt sich das Verhältnis zur personalisierten Black Box beschreiben? Black Box, das klingt nach Flugzeugkatastrophen, zu deren Aufklärung Daten aus crashsicheren Flugschreibern ausgelesen werden, die zuvor vom Meeresgrund geborgen wurden. Welches Menschenbild verbirgt sich hinter der Black-Box-Analogie? Ist unser Leben ein permanentes Unglück, das wir nur dadurch erklären können, dass wir ständig Daten über unsere Existenz aus unserem »Lebensschreiber« auslesen und interpretieren? Lifelogging kann sehr unterschiedliche Formen annehmen. In diesem Buch werde ich fünf Formen vorstellen, die zeigen, wie die Black Box nutzbar gemacht werden kann: 1. die Selbstvermessung des eigenen Körpers und das gemeinsame Heilen bei chronischen Krankheiten, 2. die Erfassung von Aufenthaltsorten und Aktivitäten in Echtzeit, 3. die digitalen Erinnerungsstützen und Gedächtnisse, 4. die Idee digitaler Unsterblichkeit sowie 5. die Idee der umfassenden Transparenz und Sousveillance. An diesen Grundtypen, auf die ich im zweiten Kapitel näher eingehe, werde ich schrittweise die wichtigsten kulturelevanten Fragen diskutieren. Denn der digitale Lebensschreiber ist nicht nur eine neue Technologie. Er bringt vor

allem neue Lebensformen mit sich, so wie die Uhren, die das gesellschaftliche Gefüge tiefgreifend veränderten. Diesen Veränderungen spürte ich – auch durch Selbstversuche – nach. Experimentelles Lernen kombinierte ich mit soziologischer Analyse. Heraus kamen dabei fünf unterschiedliche Typen der Selbsterhebung digitaler Daten, die das breite Spektrum digitaler Selbstvermessung und Lebensprotokollierung kennzeichnen und die ich übergreifend Lifelogging nennen.

1. Am Puls des Lebens – Lifelogging als Körpervermessung

Bekannt wurde die digitale Selbstvermessung des eigenen Körpers und der eigenen Gesundheit durch die *Quantified-Self*-Bewegung. Ihre Anhänger folgen dem Leitbild, dass Zahlen Selbsterkenntnis ermöglichen. Sie vermessen sich mit Kleinstsensoren, die am Körper getragen werden, um Daten über ihre Fitness, ihr Ernährungsverhalten oder ihre Schlafgewohnheiten zu erhalten. Um das alles zu verstehen, nahm ich an Treffen der Selbstvermesser in den USA und Deutschland teil. Die Beobachtungen vermittelten mir einen Eindruck von den Motiven, Ängsten und Erwartungen der Selbstvermesser und zeigen die Grenzen des Selbstvermessungsansatzes auf: Digitale Daten ermöglichen einfache Formen sozialer Vergleiche, aber sie erhöhen auch den Herdentrieb und damit den sozialen Druck.

2. Leben an der langen Leine – Lifelogging als Ortsbestimmung und Aktivitätstracking

Aus der Sorge, ein Kind könne verschwinden oder entführt werden, speist sich eine weitere Grundform von Lifelogging, bei der durch Sensoren die Aufenthaltsorte von Personen festge-

stellt und auf einer digitalen Karte angezeigt werden. Human Tracking lässt sich aber nicht nur zum Schutz von Kindern einsetzen. Man kann damit auch den Aufenthaltsort von Ehemännern/-frauen ermitteln oder die Arbeitsleistung von Mitarbeitern dokumentieren. Gerade diese Nutzungsweise zeigt die Doppelbödigkeit von Lifelogging: Die Grenzen zur Überwachung und Kontrolle sind fließend. Auch bei der Vermessung von Freizeitaktivitäten halten sich Versprechen und Risiko die Waage.

3. Ich sehe was, was du nicht siehst – Lifelogging als Erinnerungshilfe

Die Idee, mit Hilfe einer vollautomatischen Lifelogging-Kamera das eigene Umfeld zu dokumentieren, wurde inzwischen sogar literarisch verarbeitet. Im Psycho-Thriller *Der Nachtwandler* von Sebastian Fitzek trägt der Protagonist eine solche Kamera. Er litt während seiner Jugend an Schlafstörungen, wurde während seiner nächtlichen Ausflüge gewalttätig und deswegen psychiatrisch behandelt. Jahre später versucht er nun, das plötzliche Verschwinden seiner Frau aufzuklären. Weil er befürchtet, dass seine Schlafstörungen wieder ausgebrochen sind, befestigt er eine bewegungsaktive Kamera an seiner Stirn, die aufnehmen soll, was während der Nacht alles passiert. Der Rest der Geschichte ist nichts für schwache Nerven.

In miniaturisierten Lifelogging-Kameras, die etwa auch wie bei Google Glass in eine Brille integriert sein können, steckt ganz offensichtlich ein immenses Potential. Sie nehmen automatisch und ohne Zutun des Trägers alles auf, was sich vor ihrer Weitwinkel-Linse befindet.

Das eigene Blickfeld wird damit zum Datenraum. Die ersten Langzeitversuche mit Lifelogging als Erinnerungswerkzeug wurden bereits durchgeführt. Diese Bildserien zeigen die ewige

grauenvolle Wiederholung des Alltags. Tausend Mal die Zahnbürste, tausend Mal die Kaffeetasse, tausend Mal das Lenkrad des eigenen Autos auf dem Weg zur Arbeit.

4. Jeder ist ein Star – Lifelogging als digitale Unsterblichkeit

Lifelogging erzeugt auch eine Form des digitalen Erbes; im Extremfall, so die Befürworter, sogar eine Form digitaler Unsterblichkeit. In Los Angeles treffe ich deswegen Tyler Cassity. Einige Jahre lang versuchte er selbst digitale Lebensgeschichten zu vermarkten und seinen Kunden zu unsterblichen Ruhm zu verhelfen.

Einige Lifelogging-Gurus meinen es ernst. Die leichte Umkopierbarkeit digitaler Daten legt die Idee nahe, eines Tages einen dreidimensionalen Avatar einer verstorbenen Person zu schaffen. Technisch ist vieles davon bereits jetzt machbar. Aber ist es deshalb auch sinnvoll?

5. Persönliche Sicherheit durch Sichtbarkeit – Lifelogging als Unterwachung

Manche Menschen tun gut daran, ihren Aufenthaltsort zu verheimlichen. Edward Snowden wäre wenig begeistert, wenn die NSA herausfände, wo genau er sich gerade befindet. Aber auch das Gegenteil kann der Fall sein. Sichtbarkeit kann der persönlichen Sicherheit von politisch Verfolgten, Aktivisten oder Bürgern dienen, die befürchten müssen, grundlos verhaftet, weggesperrt und angeklagt zu werden, womöglich sogar ohne richterlichen Beschluss aus dem Weg geräumt zu werden. Daten können auch Schutz durch Sichtbarkeit schaffen. *Unterwachung* durch digitale Daten (»Sousveillance«) ist genau das

Gegenteil von *Überwachung* («Surveillance»). Das »präventive Alibi« hat das Potential, den Kult der Selbstüberwachung noch zu steigern. Aber auch diese Entwicklung hat zwei Seiten. Statt uns von einer Autorität überwachen zu lassen, liefern wir nun freiwillig die Daten.

Zwischen Versprechen und Enttäuschung

Diese Typologie zeigt vor allem eines: Nie war es einfacher, mit Hilfe des Alleskönners Smartphone und winzigen Sensoren sowie Software das eigene Leben zu vermessen und digital zu archivieren. Einerseits ist mit Lifelogging immer das Versprechen auf bessere Gesundheit, unauslöschbare und objektive Erinnerung, maximale Sicherheit oder gesteigerte Leistungsfähigkeit verbunden. Die Möglichkeit der vollautomatischen Selbstvermessung steigert die Reparaturmöglichkeiten am Selbst und am eigenen Leben prinzipiell ins Unermessliche. Lifelogging kann andererseits aber auch mit großen Enttäuschungen einhergehen. Umfassende digitale Lebensprotokollierung bedeutet immer auch, dass die letzten Zonen der Intransparenz verschwinden. Schlaf und Sex, Bewegung und Essen, Produktivität und Stimmung – alles lässt sich in Parametern und Messgrößen erfassen, in Tabellen oder Grafiken darstellen und letztlich vergleichen und bewerten. Aber diesen Daten fehlt der Kontext, sie sind entsinnlicht und daher nur schwer zu interpretieren. Alles, was sie leisten, ist eine Verdoppelung der sozialen Welt in Gestalt eines Datenraums.

Jeder Einzelne wird sich fragen müssen, ob und inwieweit er sich auf diese Verdoppelung ohne Sinnbezüge einlassen möchte. Aber es stellt sich auch die Frage nach den gesellschaftlichen Folgen dieser Entwicklung.

Technik kann selbst exquisite Wünsche befriedigen, gleich-

zeitig »begrenzt sie jedoch unseren Handlungsspielraum und schafft neue Bedürfnisse, die uns zunächst fremd und künstlich erscheinen mögen«. ³ Mensch und Technik beeinflussen einander, und Lifelogging stellt in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Wie jede Technologie repräsentiert auch die digitale Selbstvermessung Optionen auf ein besseres Leben. Und wie jede Technologie unterbindet Lifelogging zugleich andere Optionen – wie zum Beispiel die, auf eine innere Stimme zu hören oder einfach mal etwas zu vergessen. Darin drückt sich ein prinzipielles Dilemma aus: Die »Verbesserung des Menschen« ist ein uralter Traum. Bei näherem Hinsehen wird aber deutlich, dass es keine »absoluten Verbesserungen« geben kann, sondern immer nur Verbesserungen in Bezug auf bestimmte Kategorien. Und das bedeutet auch, dass die Verbesserung des Menschen in einem Feld unbeabsichtigt eine Verschlechterung in einem anderen Feld nach sich ziehen kann. Wir müssen also nicht nur über die Gewinne und Verluste reflektieren, die der technische Fortschritt mit sich bringt, sondern auch über die *gewünschten* oder *gefühlten* Verbesserungen. Vor allem aber stellt sich die Frage, *wer* darüber entscheidet, was als »Verbesserung« oder »Verschlechterung« gilt. Wer sieht und zieht überhaupt noch die Grenzen?

Damit ist der Arbeitsauftrag für die Gesellschaftswissenschaften formuliert, aus deren Perspektive dieses Buch geschrieben wurde. Die Soziologen Zygmunt Bauman und David Lyon fordern etwa dazu auf, sich einen »Reim auf das Digitale« zu machen. Sie erinnern daran, dass einerseits kulturelle Aktivitäten von Technologien abhängig sind, andererseits genau diese Technologien »neue Abhängigkeiten erzeugen«. ⁴ Technische Revolutionen sind daher immer auch kulturelle Revolutionen.

Die Wechselwirkung zwischen Technik und Kultur führt in diesem Buch zu zwei sich verschränkenden Perspektiven auf Lifelogging. Zunächst ist da die Frage nach der technologischen

Innovation, bei der die Möglichkeiten der passiven und digitalen Selbstarchivierung im Mittelpunkt stehen, mithin die Black Box selbst (Kapitel 1). Lifelogging verbindet miniaturisierte Sensortechnik, tragbare Computersysteme, Echtzeit-Datenübertragung und immer preisgünstigere Speichertechnologien auf eine für technische Laien atemberaubende Art und Weise. Kapitel 2 wird sich dieser Entwicklung und den konkreten Anwendungsmöglichkeiten der Technologie widmen. Vor allem aber wird Lifelogging aus der Perspektive des kulturellen Wandels betrachtet, denn Technisierungsprozesse können nicht allein von ihrer technischen Seite aus verstanden werden. Vielmehr ist es nötig, auch die Durchdringung des privaten und öffentlichen Lebens mit technischen und ökonomischen Rationalitäten in den Blick zu nehmen. Redewendungen wie die, dass jemand »zu funktionieren« habe, zeigen deutlich, dass Technisierungsprozesse auch mit Denk- und Lebensformen verbunden sind. Die Black Box ist ein Sinnbild für die Durchdringung unserer Gesellschaft mit neuen Effizienzanforderungen, egal, ob es sich dabei um Fitness, Arbeit oder Erinnerung handelt. Die dabei auftauchenden Fragen zur kulturellen Relevanz von Lifelogging nehmen den Hauptteil des Buches ein (Kapitel 3 und 4). Ziel ist es, die neue Gesellschaftsordnung, die sich durch die Verbreitung und Verselbständigung von Lifelogging abzeichnet, in ihren Umrissen zu erkennen.

Drei Dinge stehen am Anfang dieser neuen Gesellschaftsordnung: Angst, Lust und Risiko. Die Angst, in einer Gesellschaft der Fitten und Erfolgreichen nicht mehr mithalten zu können sowie die Kontrolle über das eigene Leben und den eigenen Tod zu verlieren. Die Lust an der Bezifferung des eigenen Körpers, des eigenen Tuns, des eigenen Lebens. Und das Risiko, dass diese Zahlen und Daten eine neue, dominante Sozialfigur des 21. Jahrhunderts entstehen lassen: den digitalen Versager.

Dieses Buch versteht sich als Beitrag zum Verständnis eines

sich schleichend verändernden menschlichen Selbstverständnisses. Darin spüre ich grundlegenden Entmenschlichungstendenzen nach, die unter der Oberfläche cooler Technologien auf den ersten Blick kaum auszumachen sind. Bei der Analyse von Lifelogging geht es mir immer wieder um den Bedeutungsverlust zentraler Begriffe und Bedingungen der menschlichen Existenz. Was bleibt von der Idee des »guten Lebens«? Was passiert, wenn wir unsere innere Stimme auf stumm schalten und stattdessen Maschinen und Daten zu uns sprechen lassen? Sind wir noch Menschen, wenn wir aus Angst vor Kontrollverlust und Effizienzwahn zutiefst menschliche Aspekte wie Zufall oder Vergesslichkeit unterdrücken? Wie viel Wissen über sich selbst benötigt der Mensch?

Ich wollte diese Fragen auch für mich persönlich und ganz praktisch beantworten. Bei meinen eigenen Selbstversuchen mit verschiedenen Lifelogging-Gadgets konnte ich zwar immer wieder feststellen, dass digitale Selbstvermessung zunächst Spaß machen kann. Letztlich bot es mir aber zu wenig Erkenntnisgewinn. Eines aber wird schnell klar: Ausgangspunkt meiner Selbstvermessung war eine Portion Eitelkeit – an dieser Stelle greifen die Marketingversprechen perfekt. Die Zeiten, in denen ich problemlos Marathonläufe absolvieren konnte, sind vorbei, der Body-Mass-Index kratzt an meinem Ego. Über Wochen folgte ich daher der Idee, dass die Veröffentlichung des eigenen Körpergewichts die Motivation erhöht, sich aktiver zu verhalten. Bereits nach ein paar Tagen erhalte ich eine automatisierte Mail vom Hersteller meines Fitness-Trackers. Darin wird mir zu meinem ersten 15.000-Schritte-Abzeichen gratuliert – das schmeichelt mir. Nach und nach mache ich mich selbst zum Forschungsobjekt. Gleichzeitig kommen aber immer mehr Zweifel auf. An eine entscheidende Situation erinnere ich mich noch sehr genau: Nachdem ich viele Wochen lang mit meinem digitalen Schrittzähler herumgelaufen war und mich fühlte, als

hätte mir jemand einen Kilometerzähler in den Kopf eingebaut, brach das Armband entzwei, so dass ich den Bewegungssensor nicht mehr benutzen konnte. Mein erster Griff galt einer Tube Sekundenkleber. Ich wollte damit das Armband schnell wieder fixieren, um sofort wieder einsatzbereit zu sein. Dann hielt ich kurz inne, blickte aus dem Fenster und stellte mir vor, wie gerade in diesem Moment der Datenstrom abbrach, der mich die ganze Zeit umgab und weiter, wie alle Erinnerungsmails des Geräteherstellers in meinem Spamordner landeten. Ich wollte plötzlich keine bunten Grafiken mehr erzeugen und warf das Armband samt Bewegungssensor in den Mülleimer.

Dann ging ich im Wald spazieren, ließ mich treiben und dachte nicht mehr an mein »Tagessoll« oder meine »summarische Wochenaktivität«. Nie wieder wollte ich der Aufforderung »Jetzt synchronisieren« folgen. Ich schaltete den Kilometerzähler in meinem Kopf aus und war wieder ein Mensch mit allen Sinnen. Selten hatte ich mich in letzter Zeit so befreit und wohl gefühlt. Wie vielen anderen wird es prinzipiell ähnlich gehen?

Diesen Fragen gehe ich im Buch nach. Ohne zu tief in die Kristallkugel schauen zu wollen, ist mit meiner Analyse immer auch eine Portion Prognostik verbunden. Wer Lifelogging entwickelt, testet und beforscht, fragt auch nach der Welt und dem Menschen von morgen.

Es geht also um die Wirkung einer fundamentalen Zukunftstechnologie auf unser Selbstverständnis als sinnliche, emotionale und auch als irrationale Menschen.⁵

Eine besondere Rolle spielt dabei das Bild vom Menschen als Leistungsträger. Das ist kein Zufall, denn die neue Lust an der Selbstverdattung korrespondiert mit der immer weiter gesteigerten Effizienz- und Konkurrenzorientierung in krisengebeutelten Gesellschaften und dem latenten Unbehagen an den Beschränkungen des eigenen Körpers. Lifelogging passt sich perfekt dem Anforderungsprofil einer Gesellschaft an, die Menschen immer

häufiger bloß noch als Leistungsträger oder Leistungsverweigerer einstuft. Dort, wo die notwendige Leistung nicht »abgerufen« werden kann, sollen Technologien einspringen und helfen. Erfolgreich ist immer häufiger, wer auf diese Weise »Reparaturen« an sich selbst vornimmt – und die Anweisungen dafür stammen immer häufiger aus der digitalen Black Box. Schon jetzt lässt sich erkennen, dass Lifelogging für immer mehr Menschen zu einem Lebensstilelement wird, das den dahinterstehenden Zwang als Coolness tarnt.

Die gesellschaftswissenschaftliche Begleitforschung zu Lifelogging ist eine notwendige Reflexion über ein Grenzen sprengendes Thema. Angesichts bereits jetzt erkennbarer fundamentaler ethischer, sozialer, juristischer und psychologischer Grenzverschiebungen geht es bei einer kritischen Analyse von Lifelogging also nicht um die Dämonisierung der digitalen Gadgets als vielmehr um eine fundierte Technikanalyse, die zeigt, in welchem Maße sich die kulturelle Matrix unserer Zivilisation gerade ändert (Kapitel 5). Es geht darum, kritische Perspektiven aufzuzeigen, ohne dabei in ideologischen Sackgassen steckenzubleiben. Gerade neue und noch nicht abgeschlossene Entwicklungen sind besonders spannend, weil es noch keine festen Zuschreibungen gibt. Lifelogging ist vielleicht eines der aktuellsten Beispiele für die immer weiter um sich greifenden digitalen Technisierungsprozesse. Wir werden Zeugen einer technikgetriebenen Umbaumaßnahme am Menschen und der Verbreitung neuer, smarterer Ideologien. Grund genug nachzufragen: Stecken in der Black Box tatsächlich Möglichkeiten für eine bessere Zukunft? Oder führen uns die Datenmassen in den digitalen Wahn? Welche Formen von Lifelogging sind sinnvoll, und unter welchen Umständen tauchen kontraproduktive Nebeneffekte auf? Womit gewinnen wir Lebensqualität, wodurch geht sie verloren?

Zu Recht weist der Technikphilosoph Oliver Müller darauf

hin, dass die Technikkritik in einer doppelten Falle steckt. Zum einen wird meist vorausgesetzt, dass sich Technologien sowieso »unaufhaltsam« verbreiten würden. Ob wir wollen oder nicht, wir wären dann alle nur Mitläufer in einem alternativlosen Prozess des beständigen Fortschritts. Zum anderen erscheinen Technisierungsprozesse merkwürdig anonym, weshalb wir uns mehr für die Leistungen von Technologien interessieren als für die Folgen dieser Technologien für Individuen und Gesellschaft.⁶ Um dieser Falle zu entkommen, ist es notwendig, das »Märchen der neutralen Technik«⁷ zu hinterfragen. Wer glaubt, Technik sei neutral, begeht einen folgenreichen Fehlschluss. Technik ist nicht nur ein Werkzeug, das je nach Intention seines Nutzers zu bösen oder guten Zwecken eingesetzt werden kann. (Oder wie es der Philosoph Karl Jaspers einmal formulierte: »Es kommt darauf an, was der Mensch daraus macht.«⁸) Tatsächlich ist Technik nie neutral, sondern überformt grundlegend unsere Sicht auf die Welt und uns selbst.⁹ Uhren veränderten die Taktung von Arbeit und Leben. Lifelogging steckt gerade den Rahmen dessen ab, was ein Mensch in Zukunft von sich selbst weiß und wissen muss. Ich glaube, dass Lifelogging die Bedingungen menschlicher Existenz radikal verändert, indem zutiefst menschliche Aspekte (Zufall, Vergesslichkeit, Geheimnisse ...) eliminiert werden und damit neu definiert wird, wie wir in Zukunft leben werden.

In Debatten zum digitalen Zeitalter stehen sich meist die »digitalen Eingeborenen« und die »digitalen Einwanderer« gegenüber. Für die digitalen Eingeborenen ist Lifelogging bereits jetzt selbstverständlicher Bestandteil ihrer Lebenswelt. Für die digitalen Einwanderer wirkt Lifelogging ein wenig verrückt oder spleenig. Jim Gemmell, der Guru, fasst die häufigsten Reaktionen auf Lifelogging sehr prägnant zusammen: »Einige Leute sind total euphorisch, andere total ablehnend. Viele finden es gruselig.«¹⁰ Dieses Buch erklärt das »Gruselige« an Lifelogging

und stellt die damit zusammenhängenden, unausweichlichen Fragen, denn der »Diskussionsstoff rund um das Thema Selbstvermessung ist [...] unerschöpflich.«¹¹ Es soll zum Nachdenken über die Zukunft des Menschen anregen. Über das, was wünschenswert ist, und das, was vermieden werden könnte. Lifelogging braucht eine öffentliche Debatte über den Stellenwert des Menschen in einer durch und durch technisierten und mediatisierten Welt. Diese Debatte darf weder ausschließlich entlang der Pathos-Formeln von Technikern und Entwicklern geführt noch von überzogenen humanistischen Geboten dominiert werden. Wir täten gut daran, einseitige Heilsversprechen und naiven Erlösungs-Pop, aber auch resignative Kulturkritik zu vermeiden, indem wir genau hinschauen und den großen Worten misstrauen. Als Soziologe sehe ich meine Aufgabe darin, als Irritationsagent die liebgewonnenen Selbstverständlichkeiten beider Seiten zu hinterfragen. Betrachten Sie dieses Buch deshalb einfach als einen Spamfilter und Schutzmechanismus vor der Kontrollwut und illusionären Betriebsamkeit einer technisierten Moderne. Der damit verbundenen fundamentalen Sinnkrise können wir (noch) entkommen.

ERFASSEN, SPEICHERN, OPTIMIEREN – DIE GROSSEN VERSPRECHEN

Zur Digital-Life-Design-Konferenz in München kommen »Leute, die Dinge verändern«, Leute wie James Whittaker, der seinen Vortrag mit den kernigen Worten »Ich will über die Zukunft reden, weil die Gegenwart mich ankotzt« beginnt. Was macht den Mann so wütend? Whittakers Stellenbeschreibung bei seinem Arbeitgeber Microsoft lautet »Distinguished Technical Evangelist«. Die Gegenwart funktioniert für ihn noch nicht gut genug, darum preist er die Zukunft. Ein wenig Marketing wird wohl auch dabei sein.

Aber die Bezeichnung »Evangelist« macht deutlich, mit welchem Drall die Versprechungen im digitalen Zeitalter verbreitet werden. Nach Hans Magnus Enzensberger sind »Evangelisten« Menschen, die vollkommen von einer technischen Entwicklung überzeugt sind.¹ Das digitale Evangelium lässt sich an der überschwänglichen Verbreitung großer Heilsversprechen erkennen. Glaubt man den neuen Evangelisten, dann liegt das Glück der Zukunft in einem komplett digitalisierten und protokollierten Leben. Lifelogging ist das nächste große Versprechen auf eine

bessere Welt. In Aussicht gestellt werden die umfassende Entlastung des Menschen, die Beendigung von Volksleiden wie Vergesslichkeit, Betriebsblindheit oder Stimmungsschwankungen, eine verbesserte Einsicht in die inneren Abläufe der eigenen Köpfe, Körper und alltäglichen Kampfzonen sowie letztlich eine Steigerung der persönlichen Effektivität. Kaum ein Bereich des Lebens bleibt ausgespart. Während dies für die einen beängstigend wirkt, sind Menschen wie James Whittaker geradezu »elektrisiert« von den Verheißungen der Zukunft.

Priester und Schamanen

»Ein neues Zeitalter bricht an« – darunter geht es kaum. Rund um das Thema Lifelogging häufen sich Vokabeln, mit denen schon immer große gesellschaftliche Umbrüche bezeichnet wurden. Von »Revolutionen« ist da die Rede oder von einer »neuen Ära des Menschen«. Die meisten Protagonisten geizen nicht mit Superlativen. Das ist ihr gutes Recht, schließlich müssen Evangelisten ja von dem überzeugt sein, was sie anpreisen. Gleichzeitig zeigen die ersten öffentlichen Debatten in der Form von Essays², Presseartikeln³, Radiofeatures⁴ und Fernsehsendungen, wie sehr Lifelogging polarisiert. Das liegt nicht allein an der Funktionsweise oder Verbreitung der Technik. Es sind vor allem die Priester und Schamanen selbst, die den Boom der Lebensprotokollierung zum überdimensionierten Heilsversprechen aufbauschen und mit ihrem unerschütterlichen Glauben an die Black Box jene irritieren, die ihr analoges Leben eigentlich zu schätzen wissen und sich von der Vulgarität des digitalen Freizeitparks eher abgestoßen fühlen.

Evangelikal klingt zum Beispiel Mark Zuckerberg, der Gründer von Facebook. Er möchte, dass wir unser Leben mit einer

Bilderserie in seinem sozialen Netzwerk protokollieren, die von der Geburt bis zum Tod reicht. Seine verheißungsvolle Botschaft anlässlich der Einführung von *Timeline* lautete: »Ihr werdet euch verändern, euer Leben wird nicht mehr dasselbe sein.«⁵ Das klingt ein wenig so, als ob das eigene Leben nicht nur anders sein *könnte*, sondern auch anders sein *sollte*. Es klingt ein wenig nach Peter Sloterdijks Maxime *Du mußt dein Leben ändern*.⁶ Wir leben, so der Philosoph, auf dem »Planeten der Übenden«. Für Leistungsverächter ist auf diesem Planeten kein Platz mehr, sondern nur für diejenigen, die sich durch ständige Übung in der Hierarchie der Mängelwesen nach oben arbeiten. Unserer Verletzlichkeit (Krankheit, Verluste, Scheitern, Tod) begegnen wir immer häufiger durch technologische Schutz- und Reparaturprogramme. Der Mensch übt, zögerlich, dann aber immer lustvoller, sich mit Hilfe der Technik zu perfektionieren. Datensammlungen wirken dabei wie eine symbolische Absicherung der eigenen Existenz. Deswegen sammeln Facebook und andere Netzwerke so viele Daten. Sie versuchen, der zu erwartenden Schädigung des idealen Lebens eine makellose Oberfläche entgegenzustellen. Facebook ist hierbei nur das bekannteste Beispiel und wirkt selbst schon fast ein wenig altmodisch. Unmodern ist vor allem, dass die Daten noch »von Hand« eingepflegt werden müssen. Lifelogging kann und will mehr.

Die Softwareentwickler Gordon Bell und Jim Gemmell arbeiten seit Jahren an einem umfassenden, *vollautomatischen* Datenerfassungs- und Sortiersystem. Auch sie verkünden vollmundig die vermeintlich positiven Wirkungen dieser Technologie: »Eine Revolution wird kommen, das ist sicher, und auf der gesamten Welt werden die Menschen sich nach und nach daran beteiligen. Sie werden immer mehr von ihrem Leben aufnehmen und speichern.«⁷ Schon die Titel ihrer bisherigen Publikationen zeigen einen ungebrochenen Verkündungseifer. Aus dem anfangs neutralen Titel *A Digital Life*⁸ wurde die Life-

logging-Bibel *Your Life, Uploaded*, in der sie versprechen, dass sich »einfach alles« ändern wird. »Die Anwendungsmöglichkeiten [...] sind grenzenlos.«⁹ Ihren Ansatz nennen sie daher folgerichtig *Total Recall* – die totale, umfassende Erinnerung und Lebensstütze durch Datenvorratshaltung. Sie versprechen eine grandiose Zukunft und überbieten sich mit Visionen, Szenarien und Versprechen. »Bald werden wir in der Lage sein, unser gesamtes Leben digital aufzuzeichnen. Es ist möglich, wir können es uns leisten, und es hat einen echten Mehrwert.« Das alles scheint für die Entwickler auch nicht mehr in allzu großer Ferne zu liegen. »Es ist völlig klar, dass diese Technologie bis 2020 eine lückenlose Lebenserinnerung ermöglicht.«

Die Vordenker nutzen bestimmte Plattformen und Szenen, um ihre missionarischen Ideen zu verbreiten, etwa die TED-Talks (Abkürzung für *Technology, Entertainment, Design*). Wer eine Idee verbreiten möchte und bei einer der TED-Konferenzen auftritt, kann sich ziemlich sicher sein, weltweit Gehör zu finden. Gary Wolf, ein weiterer wichtiger digitaler Evangelist, fordert am Ende eines Vortrages, dass wir uns durch Selbstvermessung besser kennenlernen müssen, um in der modernen Welt effektiver zu handeln. Als Wolf erkannte, dass immer mehr Menschen freiwillig private Aspekte ihres Lebens vermessen, entwickelte er zusammen mit seinem Kollegen Kevin Kelly die Webseite www.quantifiedself.com. Über diese Plattform werden regelmäßig Treffen zwischen Personen organisiert, die an digitaler Selbstvermessung interessiert sind. Seine Idee versteht Wolf lediglich als zeitgemäße Interpretation eines uralten Menschheitsbedürfnisses: dem Blick in den Spiegel. Sein Manifest *The data driven life* (»Das datengetriebene Leben«) wurde prominent in der *New York Times* veröffentlicht. Es ist einer der zentralen Referenztexte der Lifelogging-Bewegung.¹⁰ Die Übergänge zwischen *Total Recall* und *Quantified Self* sind dabei fließend. Während es sich beim Ersten um ein

langfristiges Forschungsprojekt handelt, ist Letzteres eine Art soziale Bewegung, in der sich Menschen zusammenfinden, die in den selbsterhobenen Daten genau jene Wahrheit suchen, die es ihnen ermöglicht, das eigene Leben zu optimieren.

Diese prominenten Evangelisten – Gordon Bell, Jim Gemmell, Gary Wolf, Mark Zuckerberg – verkünden den Glauben daran, dass digitale Daten helfen, den biologischen Körper gesünder und unser Leben insgesamt besser zu machen. Ihre Aussagen zeugen von einem ungebrochenen Glauben an das technisch Machbare, einen Glauben, der sich stellenweise bis hin zur mythischen Überhöhung der Technologie steigert. Im Kern geht es den Ideologen der Bewegung jedoch um nicht weniger als darum, einen neuen, besseren Menschen zu schaffen. Wie bei vielen anderen sozialen Experimenten stand deshalb auch bei Lifelogging das Militär Pate.

Soldaten der Zukunft

Ausgerechnet das Pentagon begann das Projekt, das zum Namensgeber von Lifelogging avancierte. 2003 besuchte der Programmleiter Doug Gage zusammen mit einigen Kollegen der Behörde *Defense Advanced Research Projects Agency* (DARPA) die Entwickler Gordon Bell und Jim Gemmell in ihrem Labor bei Microsoft Research in San Francisco. Die Verteidigungsexperten zeigten sich interessiert an den neuen Möglichkeiten der digitalen Lebensprotokollierung und suchten nach Anregungen für ihr Projekt *LifeLog*, in dem es darum ging, den Soldaten der Zukunft mit Sensoren auszustatten. Ziel der DARPA-Forscher war es, alle Aktivitäten eines Soldaten zu erfassen, um dem Kommando eine bessere Übersicht zu ermöglichen. Die Lifelogs sollten zudem als Grundlage für spätere Computersimulationen dienen.

Das Projekt *LifeLog* geriet jedoch in ein politisches Minenfeld. 2004 wurde es eingestellt – offiziell aufgrund verschobener Prioritäten.¹¹ Der Journalist William Safire hatte zuvor in der *New York Times* eine kritische Kolumne über das Projekt geschrieben und damit Ängste à la Big Brother geschürt. Ähnliches passierte bei einem anderen DARPA-Projekt, das nach den Attacken auf das World Trade Center 2001 gestartet wurde. TIA steht für *Total Information Awareness* und sollte eine zentralisierte Metadatenbank sein, in der alle möglichen personenbezogenen Daten gespeichert werden. Ein Megadossier, in dem mit einer speziellen Software nach Querverweisen zwischen Datensätzen gesucht werden kann, um mögliche Terroristen zu identifizieren. Auch dieses Projekt wurde aufgrund des öffentlichen Protests gestoppt. Die Militärs und die beim Pentagon beschäftigten Forscher blieben jedoch weiterhin fest von der Nützlichkeit von Lifelogging überzeugt – »Every soldier a sensor«. Ein General drückte es so aus: »Ich möchte, dass Soldaten permanent die eigene Umwelt scannen [...]. Ich will, dass sie wach sind.«¹² Zum Glück für die Entwickler gibt es in der Arena der Technopolitik einen kleinen Trick: Projekte werden einfach umbenannt. Aus *LifeLog* wurde so ASSIST (*Advanced Soldier Sensor Information System Technology*). Diesmal wurde der Öffentlichkeit vorsichtig erklärt, wie dieses System den Soldaten im Irak oder in Afghanistan helfen könnte. Jeder Soldat erstellt automatisiert einen »Blog«, also einen automatisierten digitalen Eintrag seines Einsatzes, beispielsweise einer Patrouille in einem gefährlichen Stadtviertel. Der Soldat nutzt dazu eine am Helm angebrachte, hochauflösende Mini-Kamera, zwei Mikrofone (eines für die Spracherfassung und eines zur Erfassung von Umgebungsgeräuschen), ein GPS-Ortsbestimmungssystem sowie Beschleunigungssensoren an verschiedenen Stellen des Körpers und an der Waffe. Andere Soldaten oder der Einsatzleiter können anhand dieser Daten gefährliche Veränderungen erkennen.

Dieses Nutzungsszenario enthält bereits den Keim der Life-logging-Philosophie, denn für Soldaten in Krisengebieten gibt es keine überflüssigen Informationen. Jedes Detail könnte wichtig sein. Ist der Mann dort hinten im Bild verdächtig? Was hat das Kind vorhin beim Vorbeigehen gesagt? Stand dort gestern auch schon dieser weiße Lieferwagen? Wenn sich alles in der Black Box befindet und sich das Erlebte zurückspulen lässt, kann jede Einsatzlage detailliert beurteilt werden. Vom militärischen Kontext wurde diese Idee auf das zivile Leben übertragen. Alle Daten sind wichtig. Jedes Detail könnte der Schlüssel zum Gesamtverständnis des eigenen Lebens sein. In der Life-logging-Philosophie befindet sich der zwangsflexible Mensch permanent auf dem Kriegspfad, auf dem jederzeit abrufbares Wissen über die eigene Einsatzlage höchst nützlich ist. In unserer sozial beschleunigten Zeit lautet die Grundannahme, dass nur derjenige die Zukunft aktiv gestalten kann, der in der Lage ist, informierte Entscheidungen zu treffen.¹³ Je mehr Daten dazu als Grundlage vorhanden sind, desto besser.

Das dritte Auge

Die Idee von der Verbesserung des Menschen regte auch Künstler zu zahlreichen experimentellen Projekten an. So nahm etwa Rob Spence die Idee, das eigene Auge in eine Kamera zu verwandeln und sich damit zu einer Art menschlichem Sensor zu machen, sehr wörtlich. Im Alter von 13 Jahren hatte Spence sein rechtes Auge verloren, als er mit der Schusswaffe seines Großvaters spielte. Als er von Lifelogging hörte, beschloss er, sich seinen rechten Augapfel entfernen zu lassen und durch eine Prothese zu ersetzen, in die eine drahtlose Mini-Kamera integriert ist.¹⁴ Spence versucht seitdem, als »Eyeborg« (= Eye/Auge und Cyborg) sein gesamtes restliches Leben mit der im

künstlichen Auge integrierten Kamera aufzunehmen. Der Künstler Alan Kwan aus Hongkong nimmt täglich zehn Stunden seines Lebens mit einer Videokamera auf, die er sich an seine Brille montierte. Parallel dazu entwickelte er eine Software, die gefilmte Abläufe bearbeitet und zu frei navigierbaren, phantastischen Welten zusammensetzt. Sein gesamtes Leben wird zum Computerspiel. Nur mit der Masturbation hat er beim Lifelogging Probleme, berichtet er.¹⁵

Der irakisch-amerikanische Künstler und Professor Wafaa Bilal aus New York ließ sich eine 10-Megapixel-Kamera am Hinterkopf befestigen. Sein Kunstwerk nennt er *The 3rd I* (das »dritte Auge« bzw. das »dritte Ich«). Da sich aufgrund der fehlenden medizinischen Notwendigkeit kein Arzt fand, der Bilal die Titanplatten in den Hinterkopf einsetzen wollte (als »Stativ« für die Kamera), ließ der Künstler die Operation in einem Piercing-Studio durchführen. Eine einfache Befestigung, etwa mit Gummibändern, lehnte er ab.¹⁶ Das Projekt soll ein technologischer Kommentar zur »Unzulänglichkeit der Zeit sowie auf die Unmöglichkeit, Erinnerungen und Erlebnisse festzuhalten« sein. Und natürlich eine Provokation. Allerdings fühlten sich auch die eigenen Studierenden von Bilal provoziert und wehrten sich gegen die ständige Überwachung.

Aktionen dieser Art schaffen sicherlich viel Aufmerksamkeit für Lifelogging. Gleichzeitig stellt sich die Frage, welche ernsthaften Wegbereiter es für die alltagstauglichen Nutzungsformen gibt – die ohne Loch im Hinterkopf. Bei Microsoft Research in Cambridge sprach ich mit Mike Massimi, einem Lifelogging-Entwickler, der die Szene beobachtet. Er sieht hier und da »Teckies, die aus purem Spaß loggen. Sie tun es um der Sache willen. Aber die meisten haben einen Grund, es zu tun. Sie verfolgen ein Ziel, weil sie eine Sorge haben. Sie sorgen sich irgendeiner Weise um sich selbst.«¹⁷ Tatsächlich trifft dies bei allen prominenten Hauptanwendern (»lead adopters«) zu. Abi-

gail Sellen, eine auf digitale Systeme spezialisierte Psychologin, sagt: »Es müssen Personen sein, die sich obsessiv mit Themen beschäftigen, lange bevor diese Themen massenmarkttauglich werden.«¹⁸ Sie meint Entwickler wie Cathal Gurrin von der Dublin City University. Gurrin trägt seit 2006 täglich eine Lifelogging-Kamera und zeichnete in dieser Zeit mehr als 12 Millionen Bilder auf. Mit Sensoren erfasst er zudem Körper- und Aktivitätsdaten. Er produziert diese Datenmengen aus beruflichen Gründen, denn als Suchmaschinenspezialist versucht er, »schlaue« Software zu entwickeln, die hilft, auch genau die Daten wiederzufinden, die gebraucht werden. Zum Beispiel die Bilder vom ersten Treffen mit der späteren Freundin. Gurrin freut sich, mittels seiner Software auf diese speziellen Andenken zurückgreifen zu können. Lifelogging ermöglicht es ihm, Aufnahmen von besonderer Wertigkeit immer wieder betrachten zu können. Ein »erhebendes Gefühl« sei das für ihn. Andere Hauptanwender können sich sogar an den Schattenseiten des Lebens erfreuen, einfach, weil diese dokumentiert sind. Gordon Bell berichtet, wie er 2007 für eine Herz-Bypassoperation ins Krankenhaus musste. Die Kamera wurde von einer Begleitperson getragen und zeichnete unsentimental auf, wie Bell in den Operationssaal geschoben wurde.

Diese Beispiele zeigen, welcher Logik Lifelogging folgt. Für den Dauerlogger Gurrin stellen die Aufzeichnungen einen »Zugang zum eigenen Leben« dar, den er nach Bedarf nutzt. »Ich schaue mir die Bilder nur an, wenn ich denke, dass etwas Wichtiges passiert ist«, erzählt er, »und das können ganz verschiedene und vor allem auch private Dinge sein.«¹⁹ Deutlich wird auch, dass *Lifelogging* etwas vollkommen anderes ist als *Lifeblogging* – auch wenn die Grenzen immer mehr verschwimmen. Anders als Blogs, also prinzipiell öffentliche Internettagebücher, sind Lifelogs vor allem für den privaten Gebrauch gedacht. »Meine Bilder gehen doch keinen etwas an«, grenzt sich Gurrin

von den Bloggern ab. Lifelogging bedeutet für ihn eine extrem selbstbezügliche Tätigkeit. »Die Kamera, das bin ICH«, so Gurrin, »sie nimmt MICH auf. Sie liefert MIR ein exaktes und fehlerfreies Abbild MEINES Lebens. Sie zeigt MIR alle Orte, an denen ICH war. Alles, was ICH getan habe. Alle Personen, mit denen ICH gesprochen habe.«

Obwohl Lifelogger ständig um sich selbst kreisen, sind vor allem ihre Mitmenschen im Bild. Wie reagieren die Personen, die unfreiwillig zum Gegenstand der Datensammelwut anderer werden? Einerseits berichtet Gurrin, dass sich Personen, die ihn kennen, nicht mehr an seinen Logging-Aktivitäten stören. Andererseits deutet er durchaus an, dass es Probleme gibt. Nicht jeder ist gerne »im Bilde«. Dieser Problematik ist sich Gurrin vollkommen bewusst, denn Lifelogging findet sehr oft in öffentlichen Räumen statt. »Natürlich mache ich mir Gedanken über die Privatheit von Leuten, die in meinen Lifelogs auftauchen. Ich kann das nicht ignorieren«, sagt er, »aber es ist unmöglich, alle zu fragen.« Anstatt zu fragen, sucht Gurrin seine Umgebung sensibel auf Anzeichen von Unwillen ab. Diese systematische Beobachtungsleistung schafft aber keinen Ausgleich zum juristischen Vakuum – schließlich hat jeder ein Recht auf das eigene Bild, das aber in der Praxis nicht gewährt wird. Letztlich gibt es keine Alternative zum Eingeständnis, mit der Lifelogging-Kamera wissentlich in die Privatsphäre anderer Menschen einzudringen. Alle ethischen Analysen von Lifelogging stellen die ungewollten und unangemessenen Aufnahmen von Mitmenschen als zentrales Problem heraus. Im Forschungskontext sind dazu bereits erste Richtlinien entstanden, die sich jedoch nur schwer auf den Alltag übertragen lassen.²⁰

Bruderschaften der Veränderung

Obwohl es scheint, als stünde die Technik im Mittelpunkt, geht es beim Thema Lifelogging vor allem um Menschen. Menschen entwickeln Technologien, die von Menschen eingesetzt werden, um Menschen zu überwachen, anzutreiben oder zu verbessern. Sie folgen einem scheinbar alternativlosen Zeitgeist, den ich eher als Schreckgespenst betrachte. Sind digitale Selbstvermesser ausschließlich »neurotische Typen«, wie es eine Reporterin mir gegenüber einmal ausdrückte? Wer tummelt sich in der Szene?

Auffallend ist, dass die meisten Personen, die eine hohe Affinität zu Daten und Algorithmen mitbringen, in der Computer- oder Softwarebranche arbeiten und damit klassische Früh-anwender (*»early adopter«*) sind. »Diese Leute wissen alle, dass ihr Verhalten abnormal ist«, gesteht Gary Wolf ein, »es sind Sonderfälle, Streber und Freaks.«²¹ Wolf weiß sehr genau, welche Bedürfnisse diese Personen umtreiben. »Allumfassende Selbstvermessung ist der Traum von Ingenieuren. Sie können einfach nicht akzeptieren, dass menschliches Verhalten in vielerlei Hinsicht noch immer mysteriös erscheint, obwohl wir inzwischen auf den Mond geflogen sind und Hybridautos herstellen können. Sie können sich nur schwer vorstellen, dass Menschen etwas Grundloses tun, etwas, das nicht in Zahlen ausgedrückt werden kann.« Oder in Jim Gemmells Worten: »Wir sind freakige und technikverliebte Typen.«²²

Die Freaks sind jedoch bei näherem Hinsehen sehr reflektiert. Lifelogging wird von Leuten betrieben, die Daten alles andere als gruselig finden. Florian Schumacher gründete zusammen mit einigen anderen im Oktober 2012 die Berliner Quantified-Self-Gruppe. Als deutscher Evangelist und Visionär dieser Bewegung wird er auch schon mal zu Kirchentagen oder Zukunftsworkshops in Ministerien eingeladen. Glaubt man sei-

nem Manifest und seinen weiteren Veröffentlichungen, dann geht es primär um die Erzeugung neuer Wissensformen, die zu einem neuen Selbstbewusstsein und letztlich zu Verhaltensänderungen führen.²³ Es geht darum, »sich selbst besser kennen-zulernen« und von der Vermutung zur Gewissheit zu gelangen. Dahinter stehen erkennbar die Sorgen einer im Wohlstand aufgewachsenen und gleichwohl existentiell verunsicherten Generation. Schumacher selbst gibt sich fasziniert von der Vorstellung, wie man seine Motivation durch technische Hilfsmittel steigern kann. Coaching im Stuhlkreis findet diese Generation zu langweilig. Nun gibt es »Coaching durch Apps und digitale Geräte«.

Dabei geht Schumacher sehr zielorientiert an die Sache heran. Selbstvermessung ohne konkreten Verbesserungswunsch geht bei ihm gar nicht, wie er in einem Anfänger-Videokurs darlegt. Erstens sollte der Selbstvermesser daher die Frage beantworten, was verbessert werden soll. Zweitens empfiehlt er die Aufzeichnung der relevanten Daten für mindestens einen Monat. Drittens geht es um eine angemessene Reflexion über diese Daten. Und viertens um die Untersuchung weiterer Bereiche des Lebens, die optimiert werden können.

Inzwischen gibt es unzählige, mehr oder weniger ausgedehnte Versuche zu einer Vielzahl von Lifelogging-Geräten und -Anwendungen. Wissenschaftler und vor allem Journalisten versuchen, ihr Leben durch Selbsttests zu hinterfragen. (Allerdings wäre es auch hilfreich, die Selbsttests zu hinterfragen.) Beim Journalisten Christian Grasse steht das Ziel, »körperlich etwas aktiver und fitter zu werden«, im Mittelpunkt des Selbstversuchs.²⁴ Er beschreibt, wie sein Körper »zur Datenschnittstelle wird« und sich das eigene Leben nach und nach »digitaler« anfühlt. Das Fazit seines Selbstversuchs: Die Ergebnisprotokolle sind für ihn »motivierende Feedbackschleifen«, auch wenn sich letztlich im eigenen Leben nicht viel geändert hat. Der

Literaturwissenschaftler Stephan Porombka unterzog sich ebenfalls einem Selbstversuch.²⁵ Heraus kam ein euphorischer Selbstvermesser, der seine Haupttätigkeiten Lesen, Schreiben, Laufen, Schlafen und Twittern mit anderen Augen sieht. »Es ist, als würde ich in das Protokollbuch eines Labors schauen«, sinniert er, »dabei forsche ich eigentlich nach den Bedingungen und Möglichkeiten dieses großen Gefühls von Euphorie, das mich zuweilen ergreift und mich in einen Flow versetzt, in dem ich mit den Menschen, den Dingen, den Gedanken und den Buchstaben schweben kann.« Das beschreibt ganz gut die Basismotivation der Lifelogger. Die Datenreihen sind Signale aus den Tiefen der eigenen Existenz und Grundlage für einen Überbietungsgestus. Erfahrung wird durch empirisch abbildbare Evidenz ersetzt. Statt eines Schwebezustands wird sich in der Praxis aber wohl häufiger eine verzweifelte und fruchtlose Selbstbezüglichkeit einstellen.

Journalistische Darstellungen lassen oftmals eine kritische Distanz zum Gegenstand vermissen. Sie wirken nicht selten wie eine schlichte Reproduktion von Werbesprüchen der Gerätehersteller und Heilsversprechungen der Gurus.²⁶ Wie bei jeder neuen Technologie ist die Lücke zwischen Skeptikern und Evangelisten nach wie vor groß. Vermutlich wird sie sich erst schließen, wenn sich das Lifelogging unauffällig im Alltag der Menschen verankert hat.

Digitale Heinzelmännchen

Vielleicht kennen Sie die Sage von den Kölner Hausgeistern, den »Heinzelmännchen«. Dabei handelt es sich um kleine fleißige Zwerge, die still und unsichtbar im Hintergrund ihre Arbeit verrichten. So ähnlich verhält es sich mit Technologien, die für



Deutschlands
größte *Testleser*
Community

Jede Woche
präsentieren wir
Bestseller, noch bevor Du
sie in der Buchhandlung
kaufen kannst.

Finde Dein nächstes Lieblingsbuch



vorablesen.de

Neue Bücher online vorab lesen & rezensieren

Freu Dich auf viele Leseratten in der Community,
bewerte und kommentiere die vorgestellten Bücher
und gewinne wöchentlich eins von 100 exklusiven
Vorab-Exemplaren.

